

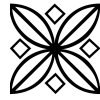
Iny Lorentz

Töchter
der
Sünde

Roman

KNAUR

ERSTER TEIL



Der Auftrag

I.

Kardinal Taddeo Foscarelli blieb stehen, hob den Kopf und lauschte. Hatte er nicht eben hastige Schritte hinter sich vernommen? Sein Herz schlug jedoch so hart und schnell, dass es in seinen Ohren widerhallte und alles andere übertönte. Weiter!, befahl er sich selbst, lief ein Stück die Ruinen entlang und schlüpfte hinter einen Vorsprung. Im nächsten Augenblick vernahm er Stimmen.

»Dort vorne muss er sein!«

Sie waren ihm auf der Spur! Foscarelli überlegte angestrengt, was er tun konnte. Leider schien der Mond so hell, dass man ihn sehen würde, sobald er aus dem Schatten der Mauer trat. Auch war ihm klar, dass er selbst dann in Gefahr schwebte, wenn es sich bei seinen Verfolgern nur um lumpige Räuber handelte. Allein das juwelenbesetzte Kreuz, das er unter dem Wams trug, war mehr wert, als ein Handwerker in drei Jahren ehrlicher Arbeit verdienen konnte.

»Nimm dich zusammen!« Hatte er das gesagt oder nur gedacht? Im Grunde war es gleichgültig, wer hinter ihm her war. Der Dolch eines Räubers war ebenso scharf wie der eines Meuchelmörders, beide brachten den Tod.

»Ich hätte besser aufpassen müssen!« Sich im schmalen Schatten der Hauswände haltend, schlich er weiter bis zur Einmündung der nächsten Gasse. Da vernahm er vor sich hastige Schritte und bog nach links ein.

»Dort drüben ist er!«, rief jemand.

Foscarelli begann zu rennen. An Räuber glaubte er nicht mehr, denn so viele Banditen, wie in seiner Nähe lauern

mussten, kümmerten sich gewöhnlich nicht um einen einzelnen Spaziergänger.

»Jetzt haben sie Meuchelmörder auf mich angesetzt!« Diesmal vernahm er die eigene Stimme und schalt sich einen Narren. Wenn er so weitermachte, brachte er diese Schurken selbst auf seine Spur. Er hetzte weiter, bog erneut ab, weil vor ihm Geräusche aufklangen, und sah dann zur linken Hand die im Mondlicht bleich schimmernden Säulen eines alten Tempels in die Höhe ragen. Rechts von ihm rauschte der Tiber. Also war er schon recht weit vom Weg abgekommen.

Um sich in Sicherheit bringen zu können, hätte er die entgegengesetzte Richtung einschlagen müssen, aber als er nach einem Schlupfloch suchte, durch das er ungesehen in die Stadt käme, sah er im Mondlicht zwei Männer die Straße entlangkommen. Räuber waren es mit Sicherheit nicht, denn einer trug die Tracht eines Edelmanns. Die Maske, die der Mann sich um das Gesicht gebunden hatte, bewies, dass er keine guten Absichten hatte. Er kam Foscarelli bekannt vor. So oder so hatten sie sich ihm gewiss nicht aus Vergnügen nach Mitternacht an die Fersen geheftet. Damit sah er nur noch einen Ausweg: Er musste einen Bogen schlagen und versuchen, seinen Verfolgern über die Tiberbrücke nach Trastevere zu entkommen. Der Priester der dortigen Kirche Santa Maria war nicht nur sein Freund und Verbündeter, sondern kannte auch einige kräftige Handwerksburschen, die seinen Feinden einzuheizen verstünden.

Der Kardinal schlich im Schatten einer halbverfallenen Häuserzeile weiter, bog dann in eine Seitengasse ein, die zum Tiber führte, und stand auf einmal dem Edelmann gegenüber. Obwohl dieser lächelte, musterten die Augen hinter der Maske ihn kalt. An diesem falschen Lächeln erkannte Foscarelli seinen Gegner.

Der Maskierte zog seinen Dolch und trat auf den Kardinal zu. »Ich dachte mir doch, dass Ihr dieses Schlupfloch wählen würdet.«

Foscarelli versuchte zurückzuweichen, hörte aber hinter sich Schritte und begriff, dass sein Weg hier zu Ende war. Ich hätte klüger sein und ein paar Leibwächter mitnehmen sollen, dachte er. Sein Auftrag war jedoch so geheim gewesen, dass er auf jegliche Begleitung verzichtet hatte. Dennoch musste etwas durchgesickert sein, sonst hätte man ihm nicht auf dem Rückweg auflauern können. Mit dem Gefühl, versagt und seine Verbündeten enttäuscht zu haben, blickte er dem jungen Mann ins Gesicht.

»Warum wollt Ihr Eure Seele mit dem Mord an einem Mann der Kirche belasten, Signore C...«

Weiter kam er nicht, denn der Edelmann stieß ihm mit einer beinahe lässigen Bewegung die Klinge in die Brust. Der Kardinal riss den Mund auf, brachte aber keinen Laut mehr hervor, sondern sank langsam zu Boden.

Sein Mörder zog den Dolch aus der Wunde und wischte ihn an Foscarellis Umhang ab. Dann schob er ihn wieder in die Scheide und spuckte vor seinem Opfer aus. »So wie dir wird es jedem ergehen, der sich uns in den Weg stellt, notfalls auch dem Papst!«

»Sagt so etwas nicht, Signore«, wandte ein junger Mann ein, der mit seinen Kumpanen den Kardinal seinem Herrn zugezogen hatte wie ein Stück Wild.

»Ein Kardinal unterscheidet sich weniger vom Papst als so ein Knecht wie du von mir«, antwortete sein Befehlsgeber spöttisch. »Kommt nun! Oder wollt ihr von den Wachen bei der Leiche gefunden werden?«

Mit diesen Worten reichte der Maskierte seinen Helfern ein paar Münzen, tippte mit zwei Fingern an seinen kappenartigen Hut und ging mit raschen Schritten von dannen.

Hinter ihm blieb der Leichnam des Kardinals zurück. Einer riss dem Toten das juwelengeschmückte Kreuz ab, zwei weitere beraubten ihn seiner Kleidung und warfen den Leichnam in den Tiber. Lautlos verschwanden die Männer in den tintenschwarzen Schatten der Nacht.

2.

Etliche Wochen später saß der Würzburger Fürstbischof Gottfried Schenk zu Limpurg auf seinem Ehrenplatz und starrte düster auf die Ritter, die sich auf dem Anger zum Buhurt versammelten. Seine Gedanken befassten sich jedoch mehr mit der Nachricht, die er am Vortag erhalten hatte. Sein alter Freund Taddeo Foscarelli war in Rom ermordet worden. Nun gab es immer wieder Streitigkeiten in der Heiligen Stadt, und nicht selten kam blanker Stahl ins Spiel. Gottfried Schenk zu Limpurg bezweifelte jedoch, dass Kardinal Foscarelli einem simplen Raubmord oder einer nachrangigen Streitigkeit zwischen Adelsfamilien zum Opfer gefallen war. Immerhin hatte sein Freund den Besuch Friedrichs III. in Rom vorbereiten sollen. Dort wollte der König seine erwählte Braut heiraten und sich vom Papst zum römischen Kaiser krönen lassen.

Es gab genug Menschen, für die allein die Tatsache, dass der deutsche König die Heilige Stadt aufsuchen wollte, Grund genug war, alles daranzusetzen, sein Kommen zu verhindern. Würde Friedrich III. von Seiner Heiligkeit, Nikolaus V., empfangen, wäre das ein Zeichen für den ganzen Erdkreis, dass die Zwistigkeiten zwischen dem Reich und dem

Heiligen Stuhl endgültig der Vergangenheit angehörten. Und die Kaiserkrönung würde Friedrich weit über die anderen Könige der Welt hinausheben. Schon der Gedanke daran mochte für einen ehrgeizigen Herrscher wie Karl VII. von Frankreich nur schwer zu ertragen sein. Diesem war bereits Friedrichs geplante Heirat mit Eleonore, der Schwester König Alfons' V. von Portugal und Enkelin Ferdinands I. von Aragon, ein Dorn im Auge.

Leises Zischeln der Damen, die unweit von ihm auf der Ehrentribüne dem Turnier zusahen, beendete den Gedanken- gang des Fürstbischofs. Er blickte auf und erkannte, dass er das Signal zum Beginn des Buhurts überhört haben musste, denn die Ritter sprengten bereits gegeneinander. Noch während er sich fragte, was den Damen missfallen mochte, streifte sein Blick Bruno von Reckendorf, der ein Stück entfernt von ihm saß und das Geschehen mit einem Ausdruck höchster Befriedigung verfolgte.

Der Fürstbischof rieb sich nachdenklich über die Stirn. Bis zum Vortag hatte Reckendorf als der beste Turnierreiter Frankens gegolten. Dann aber hatte er Falko Adler auf Kibitzstein, jenen jungen Mann, dessen Ruhmesstern zu steigen begann, noch vor dem eigentlichen Turnier zum Zweikampf gefordert. Zur Überraschung aller hatte der Kibitzsteiner seinen Gegner mit einem derben Lanzenstoß aus dem Sattel gehoben.

Eigentlich hätte Reckendorf der Verletzung wegen, die er sich beim Sturz vom Pferd zugezogen hatte, das Bett hüten müssen. Doch er hatte sich auf die Tribüne gequält, um sich den Buhurt anzusehen.

Obwohl Gottfried Schenk zu Limpurg sich um den Sohn seiner Base sorgte, vergönnte er ihm die Abreibung. Bruno von Reckendorf war überheblich geworden. Da der Junker nach dem Zweikampf vor Wut über seine Niederlage ge-

schäumt hatte, bereitete das erwartungsvolle Grinsen auf seinem Gesicht dem Fürstbischof Sorgen.

Er blickte nach vorne auf die Kämpfer, die ihre Lanzen bereits gebrochen hatten und sich nun im Schwertkampf maßen. Vier Ritter, die der Fürstbischof anhand ihrer Wappen als Freunde des Reckendorfers erkannte, drangen unter Missachtung aller Regeln auf Falko Adler ein. Noch verteidigte sich der Kibitzsteiner verbissen, doch da lenkte einer seiner Gegner das Pferd um ihn herum, um ihn von hinten anzugreifen.

Das Tuscheln der Damen wurde lauter, und der Fürstbischof sah, dass auch Falkos Mutter Marie Adlerin das Geschehen mit besorgtem Gesicht verfolgte. Die Schwestern des Kibitzsteiners schienen außer sich vor Wut über das unritterliche Vorgehen der vier Männer.

Verärgert wollte der Fürstbischof dem Herold das Zeichen geben, den Buhurt zu beenden, da packte etliche Pferdälängen entfernt ein Mitstreiter seinen Gegner mit der gepanzerten Faust und riss ihn aus dem Sattel. Noch während dieser zu Boden fiel, spornte der Kämpfer sein Pferd an und eilte Falko Adler zu Hilfe.

Es handelte sich um Peter von Eichenloh, Herr auf Fuchsheim und Magoldsheim und Schwager des Kibitzsteiners. Zwei gegen vier war immer noch ein schlechtes Verhältnis, dachte der Fürstbischof gerade, da drängte ein weiterer Ritter einen von Falkos Feinden ab und deckte ihn mit einem Hagel von Schwertschlägen zu.

»Bravo, Hilbrecht!«, rief Lisa von Henneberg, die Ziehschwester des jungen Kibitzsteiners, und forderte ihren Ehemann Otto auf, ebenfalls zugunsten ihres Bruders einzugreifen.

Doch das war nicht mehr nötig. Der Ritter, den Hilbrecht von Hettenheim angegriffen hatte, sank aus dem Sattel, und

die Zuschauer konnten erkennen, dass seine Rüstung sich rot färbte. Auch Peter von Eichenloh hatte einen der Feinde seines Schwagers zu Boden geworfen, während Falko selbst innerhalb weniger Augenblicke die beiden restlichen Gegner niederkämpfte. Als Letzter sank Siffer Bertschmann, der Kastellan auf Reckendorfs Stammburg, aus dem Sattel und blieb rücklings auf der Erde liegen.

Da sich weitere Freunde von Reckendorf zusammenroteten und Falkos Parteigänger sich um diesen sammelten, forderte der Fürstbischof den Herold auf, den Buhurt abzublasen.

Für Augenblicke sah es so aus, als würden Reckendorfs Anhänger das Fanfarensignal missachten und trotzdem angreifen. Dann aber ließen sie die Schwerter sinken, doch es war nicht zu übersehen, wie aufgebracht sie waren.

»Das geschieht ihnen recht!«, hörte der Fürstbischof Marie Adlerin rufen und begriff, dass diese Worte den vier am Boden liegenden Rittern galten, die nun von der Kampfbahn getragen wurden. Der Leibarzt des Fürstbischofs eilte zu ihnen und befahl, den Rittern die Rüstungen abzunehmen. Als er sich über sie beugte, wirkte seine Miene besorgt.

Auch wenn Gottfried Schenk zu Limpurg hoffte, dass keiner der Männer das Leben verlor, hielt er die Hiebe, die sie erhalten hatten, für voll und ganz verdient. Immerhin hatte er zu diesem Turnier geladen, um seinen Gefolgsleuten und den Gästen die Gelegenheit zu geben, sich im ritterlichen Zweikampf zu üben, und um sich mit ihnen zu beraten, wie sie sich zu dem immer unverschämter werdenden Auftreten des Ansbacher Markgrafen Albrecht Achilles stellen sollten. Einen so blutigen Kampf und unehrliches Handeln hatte er nicht erwartet, insbesondere nicht von seinen engen Gefolgsleuten.

Mit zorniger Miene erhob er sich und stieß seinen Bischofsstab auf den Boden. »Der Kampf ist für heute vorbei. Ich fordere die Herren auf, anschließend ohne Ausnahme beim Bankett im Festzelt zu erscheinen. Dort werde ich mitteilen, was ich von diesem Buhurt halte. Wer sich weigert oder gar das Fest vorzeitig verlässt, wird auf fünf Jahre aus dem Herzogtum Franken verbannt.«

Zwar trug Gottfried Schenk zu Limpurg als Würzburger Fürstbischof aus alter Tradition heraus den Titel eines Herzogs von Franken, doch seine Macht reichte kaum über das Hochstift hinaus. Dennoch war eine solche Strafe schmerzhaft, denn die meisten der hier versammelten Ritter verfügten über Besitz und Verwandte im Würzburger Land, die sie in einem solchen Fall fünf Jahre lang nicht aufsuchen durften. Daher war der Fürstbischof davon überzeugt, dass alle ins Festzelt kommen würden, auch wenn sie so verletzt waren, dass man sie tragen musste.

3.

Falko streckte die Arme aus, damit sein Knappe Frieder ihm die Rüstung abnehmen konnte, und grinsten seinen beiden Schwägern und Hilbrecht zu.

»Das war Hilfe zur rechten Zeit! Lange hätte ich mich nicht mehr gegen Bertschmann und seine Kumpane halten können.«

»Du hättest mir wenigstens einen davon überlassen sollen«, beschwerte sich Otto von Henneberg. »So sieht es aus, als hätte ich gezögert, dir beizustehen. Da werden einige gleich wieder die alten Kamellen aufwärmen.«

»Wenn wir heute zusammensitzen und den einen oder anderen Becher miteinander leeren, wird keiner den Schwätzern Glauben schenken«, antwortete Falko lachend, umarmte zuerst Otto, dann Peter von Eichenloh und zuletzt Hilbrecht von Hettenheim. »Ich danke euch allen dreien! Nun lasst uns zum Festzelt gehen. Kämpfen macht durstig.«

»Meine Kehle ist auch schon ganz ausgedörrt«, stimmte Hilbrecht ihm zu.

Seine beiden Schwäger aber sahen die Angelegenheit nicht so locker.

»Du solltest den Vorfall nicht auf die leichte Schulter nehmen. Immerhin hast du Bruno von Reckendorf gestern nicht nur die Knochen gebrochen, sondern auch seinen Stolz verletzt. Das wird ihn weitaus mehr schmerzen«, warnte Peter von Eichenloh, und Otto von Henneberg stimmte ihm zu. »Die vier sind nicht aus Spaß auf dich losgegangen, und ihre Niederlage wird Reckendorfs Zorn nur noch mehr anheizen. Auf die eine oder andere Weise, so fürchte ich, wird er versuchen, dir zu schaden.«

»Wenn er so scharf darauf ist, hole ich ihn mir vor die Lanze! Und dann werde ich nicht mehr so zart mit ihm umspringen wie gestern.« Bestens gelaunt hängte Falko sich bei Hilbrecht ein und verließ mit diesem zusammen das Zelt, das ihnen während des Festes als Unterkunft diente.

Peter von Eichenloh sah ihm kopfschüttelnd nach. »Der Junge ist leichtsinnig! Ich weiß leider allzu gut, welcher Ärger uns aus dieser Sache erwachsen kann. Geht es hart auf hart, dann kommt es zu einer offenen Fehde mit Reckendorf und seinen Freunden, und die wird in kürzester Zeit halb Franken erfassen.«

»Ich glaube nicht, dass der Fürstbischof dies dulden würde. Aber komm jetzt! Mir ist es lieber, wir sind bei Falko und können ihn bremsen, wenn er den Mund zu sehr aufreißt.

Was er Bruno von Reckendorf vorwirft, nämlich dessen Aufgeblasenheit, trifft teilweise auch auf ihn zu. Er bräuchte wirklich einmal einen Gegner, der ihm zeigt, wie es ist, vom Pferd gestoßen zu werden.«

Beiden Männern war klar, dass dies nicht leicht sein würde, denn sie hatten Falko in den letzten Jahren ausgebildet und ihn zu einem Kämpfer heranwachsen sehen, dem kaum einer das Wasser reichen konnte, vielleicht nicht einmal mehr sie selbst.

Als Peter von Eichenloh und Otto von Henneberg nach draußen traten, sahen sie Falko und dessen Freund fröhlich durch die Zeltgasse gehen. Diener und Edelleute winkten ihnen zu, und so manche Matrone schob ihre heiratsfähigen Töchter nach vorne, in der Hoffnung, sie würden dem Junker ins Auge stechen.

»Frau Marie sollte dem jungen Narren möglichst bald eine Frau besorgen, sonst grast er noch auf fremden Weiden«, brummte Peter von Eichenloh ungehalten.

»So wie du?«, spottete Otto von Henneberg.

Es war allgemein bekannt, dass man seinen Freund Peter in jungen Jahren mit einer Nichte des Fürstbischofs im Bett entdeckt hatte, und es hatten viele Jahre vergehen müssen, bis dieser sich wieder im Würzburger Land hatte sehen lassen dürfen.

Peter von Eichenloh wollte möglichst nicht mehr an diese Sache erinnert werden, denn er war seit mehreren Jahren verheiratet und Vater eines prächtigen Sohnes. Daher drohte er Henneberg nicht ganz spaßhaft mit der Faust. »Willst du eine Beule?«

»Ich meine nur, dass wir alles tun sollten, um Falko von Dummheiten abzuhalten. Er hat sich mit Reckendorf und dessen Freunden schon genug Feinde geschaffen. Weitere kann er wahrlich nicht brauchen.« Otto lachte leise und schlang den Arm um die Schulter seines Freundes.

Dieser zuckte zusammen und stieß einen Schmerzenslaut aus.

»Was ist mit dir?«, fragte Otto besorgt.

»Ein Schwerthieb gegen die Schulter – und zwar feige von hinten! Wenn ich könnte, wie ich wollte, würde ich dem Reckendorfer und seinen Freunden selbst zu einem Tanz aufspielen, bis ihnen der Atem vergeht. Aber um Falkos willen müssen wir beide uns beherrschen.«

Mit diesen Worten betrat Peter von Eichenloh das Festzelt und wurde sofort von einem Diener empfangen, der ihn und Otto an die für sie vorgesehenen Plätze führte. Zu ihrer beiden Bedauern saßen Falko und Hilbrecht etliche Schritte von ihnen entfernt und näher am Hochsitz des Fürstbischofs, der noch nicht erschienen war.

Dieser Umstand verschaffte Peter Zeit, sich im Zelt umzusehen. Die meisten Damen fehlten noch, doch weiter unten am Tisch entdeckte er seine Schwiegermutter. Sie schien in großer Sorge. Immer wieder streifte ihr Blick Falko, und für einen Augenblick sah es so aus, als wolle sie zu ihm hinübergehen. Dann aber ließ sie sich wieder auf die Bank zurücksinken und wandte sich ihrer Stieftochter Hildegard zu, die neben ihr saß.

Ein Fanfarenstoß kündete das Erscheinen des Fürstbischofs an. Gottfried Schenk zu Limpurg trug den Ornat des Reichsfürsten und deutete seinen geistlichen Stand nur durch ein silbernes Kreuz auf der Brust an. Mit harten Schritten, die seine Vertrauten als Ausdruck seiner schlechten Laune zu deuten wussten, ging er zu seinem Stuhl und wartete, bis alle Anwesenden sich erhoben hatten. Dann nahm er Platz. Eine große Lücke an der Tafel machte ihn darauf aufmerksam, dass Bruno von Reckendorf und dessen vier Freunde noch nicht erschienen waren. Dagegen waren andere Ritter, die sich beim Turnier Blessuren

zugezogen hatten, längst von ihren Knechten und Knapen hereingeleitet oder gar getragen worden. Obwohl diese Missachtung ihn ärgerte, gab sie ihm zumindest die Gelegenheit, noch ein wenig über die Situation nachzudenken.

Sein Verwandter Reckendorf würde den Gesichtsverlust, den er erlitten hatte, nicht einfach hinnehmen, insbesondere, da seine Abneigung gegen Falko Adler einen weiteren Grund hatte, von dem der Kibitzsteiner nichts ahnte. Gottfried Schenk zu Limpurg biss die Zähne zusammen, um seinem Ärger nicht laut Ausdruck zu geben. Der junge Narr, wie er Bruno von Reckendorf im Stillen nannte, hätte sich in seine Pläne fügen sollen, statt Falko Adler herauszufordern. Jetzt herrschte offene Feindschaft zwischen beiden Sippen, und es würde schwer für ihn werden, sein Vorhaben doch noch in die Tat umzusetzen.

Der Blick des Fürstbischofs blieb auf Falko haften. Ein prachtvoller Bursche, dachte er. Zwar war der junge Ritter nur etwas über mittelgroß und schlank wie eine Tanne, aber ein geschickter und schneller Kämpfer. Allerdings hatte er ein arg hübsches Gesicht, das viele Männer dazu verführte, ihn für weibisch zu halten und daher zu unterschätzen. Gerade das durfte man bei diesem Kampfhahn nicht.

Gottfried Schenk zu Limpurg war froh, Falko ebenso wie dessen Schwäger Peter von Eichenloh und Otto von Henneberg unter seinen Gefolgsleuten zu wissen, denn der Appetit, den sein Nachbar Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach auf neue Ländereien entwickelte, war schier unersättlich. Dazu strebte der Ansbacher mit aller Macht nach dem Titel eines Herzogs von Franken, der seit alters den Würzburger Fürstbischöfen vorbehalten war.

Mit diesem gefährlichen Nachbarn an seiner Flanke war es für den Fürstbischof unerlässlich, in seinem Herrschafts-

bereich für Frieden und Ruhe zu sorgen. Mit beidem aber würde es schnell vorbei sein, wenn die beiden jungen Ritter ernsthaft aneinandergerieten und ihre Freunde und Verbündeten in den Streit hineinzogen.

Mit einem Mal entstand am Zelteingang ein solcher Lärm, dass Gottfried Schenk zu Limpurg aus seinem Grübeln gerissen und darauf aufmerksam wurde, dass es seinem Verwandten Reckendorf beliebte, samt Begleitung zu erscheinen.

Die langen Mienen der fünf jungen Männer verdüsterten sich noch mehr, als Falko und sein Freund Hilbrecht ihnen herausfordernde Blicke zuwarfen. Dem Fürstbischof war klar, dass die Jünglinge spätestens am nächsten Tag erneut aufeinander losgehen würden. Dann mochte es zu Schlimmerem kommen als zu ein paar Prellungen und verletztem Stolz. Ein Toter aber würde unweigerlich zu einer Fehde führen, die auch er nicht mehr unterbinden konnte.

Gottfried Schenk zu Limpurg überlegte verzweifelt, wie er diese Angelegenheit bereinigen konnte, ohne dass eine der beiden Gruppen ihm Parteinahme vorwerfen konnte. Dabei drängten weitaus schwerwiegendere Probleme: Sein Freund Foscarelli war ermordet worden, und er befürchtete, dass dahinter die Absicht stand, König Friedrichs Pläne zu sabotieren. Da der Tod des Kardinals ihn jener Person beraubt hatte, die ihn über die Lage in der Heiligen Stadt auf dem Laufenden hielt, benötigte er dringendst neue Augen und Ohren am Heiligen Stuhl.

Ein junger Priester, der unten an der Tafel saß, wie es sich für einen nachrangigen Kleriker gehörte, brachte den Fürstbischof auf eine Idee. Zuerst glitt sein Blick zu Eichenloh, doch als dieser sich mit schmerzverzerrter Miene an die Schulter griff, richtete er seine Aufmerksamkeit auf Falko. Es wäre nicht die schlechteste Lösung, den jungen Adler

vorerst aus dem Würzburger Land zu entfernen. In der Zeit seiner Abwesenheit konnte er Reckendorf dazu bewegen, sich seinen Plänen zu beugen.

Zufrieden mit der Entscheidung, die er gerade getroffen hatte, nahm Gottfried Schenk zu Limpurg seinen Pokal von einem Pagen entgegen und trank seinen Gästen zu.

4.

Ich weiß nicht, was Reckendorf mehr schmerzt: sein Rücken, wo er sich gestern beim Sturz vom Pferd verletzt hat, oder sein Stolz«, raunte Hilbrecht von Hettenheim Falko zu.

Dieser ergriff grinsend seinen Becher und trank einen Schluck Wein. »Ich glaube, das eine nicht weniger als das andere. Den Stoß, den ich ihm verpasst habe, wird er so rasch nicht vergessen.«

»Er wird ihn dir auch nicht vergeben!« Hilbrecht wies auf die zornbleiche Miene des jungen Ritters, der in sichtlicher Erregung seinen Weinbecher zusammendrückte. »Wenn der könnte, wie er wollte, wärst du ein toter Mann!«

Falkos Blick galt jedoch weniger Reckendorf als dessen Freunden. Die vier hatten ihn beim Buhurt gegen alle Regeln gemeinsam angegriffen, und das würde er ihnen nicht vergessen. »Morgen beim Tjost werde ich mir jeden Einzelnen von ihnen vornehmen. Am liebsten wäre es mir, Reckendorf könnte ebenfalls wieder auf seinen Gaul steigen. Aber dazu ist er wahrscheinlich zu feige.«

»Ich habe einiges über Reckendorf gehört, und nichts davon deutet darauf hin, dass er das Wort Feigheit überhaupt

kennt. Er trägt nicht zu Unrecht den Ehrentitel des besten Ritters von Franken«, wandte Hilbrecht ein.

Falko stieß einen Laut aus, der an das Knurren eines gereizten Hundes erinnerte. »Er trug diesen Titel, Hilbrecht! Nicht zuletzt mein Lanzenstoß gestern hat allen gezeigt, dass er dieser Ehre nicht wert ist.«

»Trotzdem solltest du dich jetzt nicht selbst für den besten Ritter im Frankenland halten. Denke nur an deine beiden Schwäger. Peter von Eichenloh ist der tapferste Krieger, den ich kenne, und Otto von Henneberg steht ihm kaum nach.« Hilbrechts Warnung war berechtigt, dennoch stieß Falko ein Zischen aus. »Jeder von uns, dich eingeschlossen, ist besser als dieser Ritter Aufgeblasen!«

Da er seine Stimme diesmal nicht mäßigte, hörten etliche Männer am Tisch seinen Ausruf, darunter auch der Fürstbischof und Reckendorf. Der Junker wollte aufspringen und Falko zur Rede stellen, sank aber mit einem Aufstöhnen auf seinen Stuhl zurück und musste die Zähne zusammenbeißen, um nicht vor Schmerz zu schreien. Der Sturz vom Pferd hatte ihn schwerer verletzt, als er sich eingestanden hatte. Dem Arzt zufolge stand eine Heilung auf Messers Schneide, und er konnte von Glück sagen, wenn er nicht zum hilflosen Krüppel wurde.

Mit äußerster Selbstbeherrschung zwang er sich eine gleichmütige Miene auf und trank einen Schluck Wein. »Ich werde morgen nicht aufs Pferd steigen können«, sagte er leise zu Siffer Bertschmann. »Aber dann wird dieser Lümmel da drüben mir Feigheit vorwerfen, und viele Narren werden es nachplappern. Der Teufel soll den Kibitzsteiner holen!«

»Ich glaube nicht, dass Satan in eigener Person morgen früh gewappnet und gespornt erscheint, um dieses Jüngelchen herauszufordern. Das müssen wir schon selbst erledigen«, antwortete Bertschmann.

»Wenn Ihr den Kerl in den Dreck stoßt, verspreche ich Euch eine meiner Burgen als Eigenbesitz und werde außerdem dafür Sorge tragen, dass Ihr meine Schwester nach deren Rückkehr von ihrer Pilgerfahrt nach Rom heiraten könnt.« Mit diesen Worten streckte Reckendorf Bertschmann die Hand hin, die sein Kastellan ohne Zögern ergriff.

»Das ist sehr großzügig von Euch, Junker Bruno! Dafür verspreche ich Euch, dass die Knechte Falko Adlers Überreste hinterher mit dem Besen zusammenkehren können.« In seiner Freude legte auch Bertschmann seiner Stimme keine Zügel an und war daher im ganzen Zelt zu hören.

Reckendorf grinste trotz seiner Schmerzen. Da er seinen Freund kannte, wusste er, dass dieser alles in seiner Macht Stehende tun würde, um Falko Adler zu demütigen. Obwohl Bertschmann aus einer ritterlichen Familie stammte, verfügte er über keinerlei Besitz und war gewiss nicht der Mann, dem er seine Halbschwester unter normalen Umständen zur Frau gegeben hätte. Doch nun brauchte er einen Ansporn für seinen Kastellan, damit dieser den Kibitzsteiner in den Staub warf. Zudem würde Margaretes Hochzeit mit Bertschmann gewisse Pläne des Fürstbischofs vereiteln.

Gottfried Schenk zu Limpurg spürte die Spannung, die sich zwischen den verfeindeten Lagern aufgebaut hatte, und beschloss einzugreifen. Auf einen Wink von ihm trat sein Herald vor und forderte die Anwesenden auf zu schweigen, da Seine Durchlauchtigste Hoheit das Wort an sie richten wolle. Das Murmeln und Zischeln im Zelt erstarb, und alle sahen erwartungsvoll den Fürstbischof an. Dieser ließ seinen Blick noch einmal über seine Gäste schweifen, die bereits zu einem guten Teil Partei für eine der beiden Seiten ergriffen zu haben schienen, und klopfte dann mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Ich habe die Ritter und edlen Herren zu diesem Fest eingeladen, um ihnen die Gelegenheit zu bieten, sich im ehrlichen Zweikampf zu messen. Einige der Teilnehmer haben es jedoch gewagt, gegen die Regeln zu verstoßen und zu viert gegen einen einzelnen Mann anzureiten.«

Gottfried Schenk zu Limpurg legte eine kleine Pause ein und sah Falko Adler und den jungen Hettenheimer grinsen. Sie schienen zu glauben, er würde nun ihre Gegner bestrafen. Doch so einfach, wie die beiden Heißsporne es erwarteten, ließ sich das Problem nicht lösen.

»Um zu zeigen, dass ein solches Verhalten eines fränkischen Ritters unwürdig ist, habe ich beschlossen, die daran beteiligten Ritter einschließlich der Herren Bruno von Reckendorf, Falko Adler zu Kibitzstein, Hilbrecht von Hettenheim, Peter von Eichenloh und Otto von Henneberg die weitere Teilnahme an diesem Turnier zu untersagen!«

Kaum hatte der Fürstbischof das gesagt, sprang Falko voller Zorn auf.

»Das ist ungerecht!«, rief er. »Die haben mich zu viert angegriffen. Wären meine Freunde mir nicht zu Hilfe geeilt, hätten sie mich hinterrücks erschlagen. Diese Männer müssen bestraft werden. Nicht wir!«

Hilbrecht nickte heftig, und Otto von Henneberg war ebenfalls versucht, sich lauthals zur Wehr zu setzen. Dann aber sah er Peter von Eichenloh an, der wegen seiner Verletzung am nächsten Tag nicht in den Sattel steigen und kämpfen konnte, und schwemmte seinen Ärger mit einem kräftigen Schluck Wein hinunter.

»Es ist ganz gut, wenn der Junge morgen zusehen muss. Dann lernt er wenigstens, sich zu beherrschen«, sagte Eichenloh zufrieden.

Seine Schwiegermutter schien ebenso zu denken, denn sie zwinkerte ihm zu. Seine Frau Trudi hingegen sah so aus, als

würde sie am liebsten selbst das Schwert ergreifen und auf die Gegner ihres Bruders losgehen.

»Ich bin es nicht gewohnt, in meiner eigenen Halle oder in diesem Fall meinem Zelt kritisiert zu werden«, antwortete Gottfried Schenk zu Limpurg scharf auf Falkos Einwand. »Wenn ich eine Entscheidung treffe, habe ich meine Gründe dafür. Merkt Euch das, Falko Adler! Und jetzt setzt Euch und benehmt Euch, wie es einem Edelmann gebührt.«

An dieser Zurechtweisung hatte Falko zu schlucken und blickte unwillkürlich zu seiner Mutter hinüber. Maries Miene verriet, dass sie dem Fürstbischof am liebsten für ein paar Heller die Meinung sagen würde. Nur Peter von Eichenloh war erleichtert, und das nicht nur seiner geprellten Schulter wegen. In seinen Augen hatte der Zwist zwischen Falko und Reckendorf bereits Formen angenommen, deren Folgen nicht abzusehen waren.

Gottfried Schenk zu Limpurg sah Falko immer noch tadelnd an. »Ich hindere Euch nicht am morgigen Kampf, weil Ihr mich erzürnt habt, Kibitzstein, sondern, weil ich einen Auftrag für Euch habe. Ihr werdet meiner Nichte Elisabeth auf ihrer Reise nach Rom Geleit bieten. Dort soll sie in Zukunft als Äbtissin der frommen Damen von Tre Fontane wirken. Der brave Priester Giso wird sich Euch anschließen, denn er muss in Rom Botschaften für mich überbringen, und Junker Hilbrecht mag ebenfalls mit Euch reiten, wenn es sein Wille ist.«

Falkos Miene hellte sich auf, und er versetzte Hilbrecht einen Stoß. »Du kommst doch mit, oder?«

Erst dann dämmerte es ihm, dass Herr Gottfried eine Antwort erwartete. Rasch stand er auf und verneigte sich in Richtung des Fürstbischofs. »Ich bin Euer ergebener Diener, Durchlauchtigster Herr!«

»Wenigstens teilweise«, schränkte Gottfried Schenk zu Limpurg ein und spielte damit auf die Tatsache an, dass der Kernbesitz der Kibitzsteiner Sippe als reichsfreie Herrschaft galt. Allerdings besaß die Witwe auf Kibitzstein, wie Falkos Mutter genannt wurde, einige Ländereien und sogar ganze Dörfer im Hochstift Würzburg und war ihm für diese dienstpflichtig.

Marie Adlerin nickte beifällig. Nicht umsonst hatte sie in der Vergangenheit hart für ihre Rechte und die ihres Sohnes gekämpft und dabei auch dem Fürstbischof die Stirn geboten. Mittlerweile war ihr Verhältnis zu Würzburg eher entspannt zu nennen, denn Gottfried Schenk zu Limpurg hatte sich als angenehmer Lehnsherr erwiesen. Daher haderte sie auch nicht damit, dass er ungefragt über ihren Sohn verfügte, denn auch sie war der Meinung, dass es für den Frieden im Hochstift besser war, wenn Falko die nächsten Monate außer Landes verbrachte. Bis dorthin, so hoffte sie, würde sich der Streit zwischen ihm und Reckendorf erledigt haben. Im Gegensatz zu den Kibitzsteinern und ihren Freunden, die mit dem Spruch des Fürstbischofs zufrieden waren, haderte Bruno von Reckendorf mit Herrn Gottfrieds Entscheidung. Er empfand Falkos Bestallung zum Reisemarschall der zukünftigen Äbtissin des Frauenklosters von Tre Fontane als weiteren Schlag ins Gesicht. Während der Kibitzsteiner bei diesem Auftrag Ruhm und Ehre erwerben konnte, waren seine Freunde und er selbst als Turnierstörer gebrandmarkt und würden bei späteren Veranstaltungen Spott und falsche Verdächtigungen über sich ergehen lassen müssen. Vielleicht würde man sie sogar auch von der Teilnahme an anderen Turnieren ausschließen, bis Gottfried Schenk zu Limpurg sie wieder zu einem der von ihm abgehaltenen zuließ. Das konnte bis ins nächste Jahr hinein dauern, und so lange würde er mit diesem Makel leben müssen.